

»The Bank of America has adopted this particular piece of the 40 freeway«

Notizen über eine Feldforschung in der Reservation der White-Mountain-Apachen, 1999

## altar – abschied und konflikt Carlo Severi

Ein Altar ist nicht nur ein Ort, an dem rituell die Anwesenheit Gottes heraufbeschworen wird. Es ist auch eine Stelle im Universum, an der an Verstorbene erinnert wird. Ein Bild wird geschaffen, mit dem man anfängt, Abschied zu nehmen und sich ein zukünftiges Leben für den Toten vorzustellen. In dieser Abschiedshandlung (wie der aufrechte Stein im alten Griechenland, »reglos und mit leeren Augen«, der den Körper des Verstorbenen ersetzt), hat die weit verbreitete Sitte, eine rituelle Stätte zu errichten, ihren Ursprung.

Heute, am 6. August, fahren wir ab nach Cibecue, White Mountain Reservation, Arizona. Die Straße zum Reservat ist mit blauen Straßenschildern gekennzeichnet. Auf den Schildern stehen in weißen Buchstaben ein paar Namen. Das rastlose Auge erkennt einen banalen amerikanischen Brauch, den man hier »Adopt a highway« nennt. Meistens aber handelt es sich um Werbung. Eine Art und Weise, günstig an Publicity zu kommen, Umweltschutz vortäuschend. Die Autobahnen von Los Angeles sind voll davon: »The Bank of America has adopted this particular piece of the 40 freeway« oder »The Lyons Club of the Fernando Valley has adopted this freeway«. Und weiter so, endlos, auch auf den Straßen Arizonas. Während der Fahrt von Kalifornien bis hierher ändert sich die Landschaft oft, schlagartig und überaus krass: Auf die endlosen Stadtausläufer rund um Los Angeles folgt die harte, flache, glühend heiße Wüste zwischen San Bernardino und Needles. Später werden von weitem ein paar karge Berge sichtbar, fast wie ein Haufen blassfarbener Steine. Dann wieder, jäh, ein nicht enden wollender Pinienwald bis nach Flagstaff. Darauf folgen Wüste, Ebenen, Berge, Vulkane, Hochebenen und wieder Wüste.

Die blauen Schilder jedoch haben immer denselben Inhalt: Hypokrisie und Reklame. In der Nähe der Städte werden sie dicht; dann wieder spärlicher, wenn die Straße scheinbar leere, endlose Landschaften durchquert. Auch beim Durchfahren der dünn gesäten Ortschaften milten in der Wüste, unter stickiger, unerträglicher Hitze wiederholen sich dieselben Sprüche: Der Rotary Club aus Lake Havasu und das Best Western Motel in Kingman verkünden monoton, dass sie eine Strecke der Autobahn »adoptiert« haben.

Wenn man in Hon-Da das Reservat der White-Mountains-Apachen betritt, hat man den Eindruck, dass all die Schilder entlang den Straßen, Häusern und Tankstellen (die sich auf Religion, Werbung, Politik, Handel, Geografie beziehen), mit denen normalerweise die bewohnten Gegenden in Amerika überschwemmt sind – das ganze Nachrichtensystem also, das an den Straßenrändern blüht –, schlagartig verschwinden. Ein endloser Wald aus meterhohen Pinien, eine breite Straße, fast leer. Kilometerweit. Man würde sagen, ein sichtbares Schweigen und ein tiefer Friede stellen sich ein. Es gibt nichts, was das Auge von der Landschaft ablenken würde. Dann aber die extreme Armut einiger weitab liegender Baracken, die, wenn auch ärmlich erscheinenden, gestrichenen Holzbretter, die die Anwesenheit von zahlreichen Kirchen verraten – sie stören im Nu diese Stille. Doch ist es offensichtlich, dass der Reisende auf eine andere Welt trifft. Hier herrscht Armut, hier ist das Leben schwer. Der amerikanische Lärm wird verdrängt von einer tauben Stille, und dies wird schon in der Landschaft deutlich sichtbar.

Bleiben die blauen Straßenschilder – wie anderswo, in regelmäßigen Abständen, mit irgendeiner weißen Inschrift. Einige gleichen denen in Los Angeles, das Auge nimmt sie kaum wahr

»In loving memory ...«

und strengt sich nicht an, sie zu entziffern: die Bank eines Vorortes des Reservats, der Lyons Club eines von der Welt verlassenen Städtchens, die baptistische Mission. Dann, schon innerhalb des Reservats und immer weiter, auf der Straße nach Fort Apache, mehren sich die blauen Schilder, und ihre Aussagen ändern sich. Vor dem Hintergrund einer intakten Landschaft, so weit das Auge reicht (dunkelgrüne Berge, ein weitab liegender Fluss, eine gelbgraue Ebene, endlos – stürmische Wolken und, wie immer in Arizona, ein blaues Himmelsgewölbe über ganze 180 Grad sichtbar: ein Skydome), die erste Überraschung – ein Straßenschild in Blau und Weiß lautet: »In loving memory of Raymond T.« Man denkt an die Idee eines Einzelnen, eines »lonesome luny«, eines einsamen Sonderlings, von denen Amerika voll ist. Jedoch, unweigerlich wird man aufmerksamer und beginnt die Zeichen, eins nach dem andern, zu entziffern. Die Schilder mit banalem Inhalt verschwinden nicht, werden jedoch viel seltener. Die Formeln in weißer Schrift, dem Andenken der Verstorbenen gewidmet – »In memory of ...«, »To W or Y with the love of his or her children« –, häufen sich. Es gibt keinen Zweifel mehr: Die an den Straßenrändern stehenden Schilder werben nicht länger, sondern sehen wie Grabinschriften aus. Sie wollen eines Toten gedenken. Sie zitieren – weiß auf blau, im Stil der Straßenbeschilderung – den Namen eines oft erst kürzlich Verstorbenen. An den Schildern hängen mitunter Ehrenbezeichnungen für den Toten: rot-weiße Bänder, kleine rote oder weiße Kreuze. So werden die Signale, in absolutem Stillschweigen, zu Altären.

Die breite, graue Straße, die sich durch den Wald schlängelt, der mit anderorts selten gewordenen Tieren (Elche, Hirsche, Rehe, Bären, Rotkehlchen, Störche, Adler, Falken und Schlangen) dicht besiedelt ist, verwandelt sich, Kilometer um Kilometer, in

eine rituelle Rundfahrt, einen Besuch der Toten des Reservats. So benutzen die heutigen Apachen eine unbekannte Sprache, um eine Welt zu rekonstruieren, die sich stillschweigend und so unauffällig wie möglich in die Natur einfügt. Nicht in einen Naturpark – als der er möglicherweise den Weißen erscheint, die sich auf der Durchreise befinden und eifrig bemüht sind, nichts von dem zu sehen, was sie vor Augen haben –, sondern in eine völlig andere Landschaft, die gleichermaßen von Bäumen, Tieren und Toten bewohnt ist. Bis in die zwanziger Jahre hinein begruben die Apachen ihre Verstorbenen in der Natur: in versteckten Felsschluchten, im Dickicht des Waldes. Heute begraben sie ihre Toten immer noch hier und da, aber sie bedienen sich nur noch der Namen der Toten und verbergen diese in einer vollkommen banalen, in jeder Beziehung von den Weißen übernommenen Abschiedsformel. Diese tiefere Absicht erkennt man an dem lautlos skandalösen Gebrauch, den die Indianer aus für den christlichen Westen banalen Objekten machen. Sie haben gelernt, andersartig zu bleiben, indem sie einfach den Kontext ändern, die Kulissen von Dingen, die weiße Augen nicht beachten. Versuchen wir das Knäuel, das von diesen als Grabstätten benutzten Straßenschildern ausgeht, zu entwirren. Auch die Engländer widmen einige öffentliche Orte, etwa die Bänke eines Parks, dem Andenken verstorbener Familienmitglieder: »In their loving memory ...« – die Formel ist die Gleiche. Sie tun dies aber nur in öffentlichen Parks wie zum Beispiel in Cambridge – an Orten also, die eine gewisse Affinität zu Friedhöfen aufweisen. So kann die Park- oder Kirchenbank ganz legitim die gleiche Funktion übernehmen: als Ort der Erinnerung, allerdings nur in diesem begrenzten Rahmen. Das verhält sich anders auf einer Autobahn: Allein die Idee würde einen frommen Engländer erschauern lassen.

## »happy birthday«

Die Symmetrie der Symbole, die sich rund um das Totensignal der Apachen ranken, ist so auffällig, dass ich meine Schlussfolgerung noch vertiefen würde. Die Symbolik der Apachen ist privater Natur: Sie ist intim und wird doch in einen öffentlichen Kontext integriert. Nehmen wir das Beispiel eines Durchfahrtsortes. Auch die weißen amerikanischen »Anglos« verwenden die blau-weißen Straßenschilder aus »privaten«, jedoch gleichzeitig kommerziellen Gründen: für die Werbung oder zu politischen und missionarischen Zwecken. Sogar hier, im Reservat, geben einige Missionen ihren Namen auf Schildern an den Straßenrändern bekannt. Niemand jedoch, mit Ausnahme der Indianer, wandelt den persönlichen Gebrauch des Schildes in privates Todesgedenken ab. Dies ist ihre Art, anders zu bleiben, obwohl sie die Symbole anderer verwenden.

Langsam fahren wir weiter in einen eifersüchtig gehüteten Teil des Reservats, die White Mountains. Und wieder, allmählich, sanft, in dieser Art von Stille, die nicht nur Geräuschlosigkeit ist, sondern sich sogar auf das Landschaftsbild überträgt, so vollkommen bar jeglicher menschlicher Spur, erscheint das Unerwartete. An einem Baum, am Straßenrand, sieht man ein weißes Band. An den Zweigen befestigt, offensichtlich ein bewusst gesetztes Zeichen, erscheint ein weiteres Band, weiß und rot. Ein kleines Kreuz. Es sind die gleichen Bänder, die wir an einigen Straßenschildern gesehen haben, mit dem Namen des Toten als Inschrift: »In loving memory ...«

Dieselben Bänder hängen an der Kreuzung nach Cibecue an einem kleinen Grab, das ganz unerwartet am Straßenrand auftaucht. Ein kleines weißes Kreuz in einer flachen Landschaft. Ein Viereck, das mit Ziegelsteinen umrandet ist, voll von kleinen grünen Gläsern, Kärtchen und Spielzeug. Überall steht

## »Fort Apache Cemetery«

»happy birthday« geschrieben. Einige kindliche Gedichte. Hinter dem Kreuz befindet sich ein Baum, ebenso gepflegt und gehegt wie das Grab. Rundum Asphalt und Abfall. Es dämmt, und die Luft wird kälter. Wir begeben uns nach Cibecue, können aber das Denkmal der amerikanischen Soldaten, die Anfang des Jahrhunderts während des Aufstands im Reservat gefallen sind, nicht finden. Allein ein düsterer Supermarkt in Cibecue ist geöffnet, ohne das in dieser Art von Gebäuden in Amerika und sonstwo übliche milchige Neonlicht. Schon beim Betreten die Überraschung: Die im großen Raum erklingende gedämpfte Musik hat einen Rhythmus, der mir bekannt erscheint, einen tiefen und dumpfen Klang und eine besondere Art, fast identische Tonfolgen wiederzugeben: Es handelt sich offensichtlich um ein traditionelles Lied, vielleicht schamanistischen Ursprungs. Es wird vom KNC übertragen, dem Apachen-Sender. Wieder draußen sehen wir zahlreiche Bäume mit weißen Bändern, andere mit weißen Kreuzen. Eines ist rot angestrichen, ein anderes, sehr großes Kreuz trägt eine Dornenkrone.

Die Altäre sind also Orte des Abschieds, von denen aus man sich in das Übernatürliche hineindenken kann. Es sind aber auch Orte des Konflikts, an denen sich unterschiedliche Kulte und gegensätzliche Formen des Gedenkens gegenüberstehen. Wir begeben uns in das Museum von Fort Apache, wo wir schließlich das Denkmal für die amerikanischen Soldaten finden, das wir in Cibecue nicht entdecken konnten. Es steht immer noch auf zwei kleinen Holzlatten neben einem niedrigen Gebäude militärischen Aussehens, dem heutigen Apache Cultural Center. Das Fort ist ein beunruhigender Ort in einer außerordentlich intensiven Landschaft. Nicht wegen der spektakulären Berge im Hintergrund, nicht wegen des von einem

glasklaren Fluss durchquerten Canyons, gegen den sich die Backsteingebäude abheben – sondern wegen der Diskrepanz zwischen Raum und Symbol. Nichts wird in Worten ausgedrückt, weder geschriebenen noch gesagten. Es ist ein Ort indifferenter Stille. Wir sind fast die einzigen Besucher: Es folgen uns nur drei ausgehungerte, knurrende Hunde. Rund um eine riesige Grasfläche stehen militärische und zivile Gebäude. Das Fort, der ehemalige Sitz der Militärregierung, ist aus rotem Stein. Einige Schulen für Jungen und Mädchen befinden sich dort. Am Giebel eines der Gebäude befinden sich vier weiße Säulen in palladianisch-englischem Stil: East Coast. Wie in Harvard, wie in Washington.

Das Fort jedoch hat viele verriegelte Fenster. Der Rasen ist ungepflegt. In der Nähe die Baracken – die eigentlichen Militärunterkünfte – liegen in Ruinen. Die Indianer haben sie aufgegeben. Intakte Ruinen, schlicht mit Metalldraht umzäunt. Ein Beuys. Das Hauptquartier ist zu einem Nebengebäude des Museums geworden. Einige hundert Meter weiter liegt ein nachgebautes Indianerdorf, ganz schlicht: Einige dürre Zweige grenzen einen Festplatz ab. Keine bemalten Tipis für die Touristen, die die Indianer sowieso nie hatten, weder Schaufensterpuppen noch finstere Masken. Auch die Art und Weise, in der die Indianer sich das Fort hergerichtet haben, ist eindeutig: eine zu erhaltende Ruine der weißen Vergangenheit. Beide Ruinen stehen sich einander gegenüber – vor dem Hintergrund der prachtvollen Landschaft und der allgemeinen Gleichgültigkeit. Später, der Straße folgend, informiert ein Schild: »Fort Apache Cemetery«. Die Inschrift ist in alter Westernmanier gehalten, gelb auf dunklem Ocker, verschnörkelte Buchstaben. Ich halte den Wagen an: Höchstwahrscheinlich handelt es sich um einen kleinen Friedhof der Weißen oder einen »historischen«, wie man das hier nennt. Wir tun einige Schritte auf einem Pfad, und ein Schild ermahnt, dass es verboten ist, die Grabmäler zu schänden. Wir treten ein. Rechts ein schmaler Streifen, von weißen Grabsteinen unterbrochen, nur zwei oder drei Reihen. Einige Namen, indianische und weiße, von Soldaten und Scouts. Viele »Unbekannte« auf weißem Marmor. Er gleicht einem amerikanischen Militärfriedhof. Einen ähnlichen gibt es in Los Angeles am Sepulveda Boulevard. Gigantisch und identisch: weiße marmorne Grabsteine, auf denen nur ein Name steht oder die Inschrift »Unknown«. Links ändert sich die Landschaft vollkommen: eine andere Intensität, vielleicht stärker als die des Forts. Hier treten sich die feindlichen Symbole sozusagen schweigsam auf denselben Gräbern gegenüber. Viele der dort Beerdigten waren amerikanische Soldaten – aber »andere« Soldaten: Apachen-Soldaten. Sie haben »anderswo« für die Vereinigten Staaten gekämpft: in Europa, in Asien, im Golfkrieg – eine komplexe Identität mit sich herumschleppend, dissonant, aus widersprüchlichen Begriffen bestehend. Eines der Gräber erregt meine Aufmerksamkeit. An dem weißen Kreuz hängt eine weiche Kappe, und auf dem Grabhügel ohne Grabstein steht ein bronzener Adler. Ein amerikanischer Adler, einer von denen, die man in jedem Touristenladen finden kann: die Flügel stolz gespreizt, den Schnabel halb offen, das apathische Auge in billiger Bronze, also ein Soldat. Aber dieser Adler trägt eine kleine indianische Kette, leuchtend rot. Die Verstörung ringsherum verbreitet in der Luft so etwas wie eine mächtige Dissonanz, einen durchdringenden Schrei, der von den Dingen selbst ausgeht. Denn diese Gräber vereinen nicht nur Symbole der Apachen und solche der großen Nation, für die diese Soldaten Wehrdienst geleistet haben, sondern auch alltägliche und bescheidene Dinge. Durch sie spürt man die Gegenwart einer Person. Es sind Zimmer von Lebendigen, der Natur ausgeliefert. Abseits liegt ein Spielzeug, da eine Kopfbedeckung,

zwei kleine Handschuhe, ein paar Münzen, kleine Kreuze. Dann, hinter einem Grab, wie an der Straße, ein Baum. Ein Baum geschmückt mit Todesbändern. Der Kreis, der von den Straßenschildern zum Baum und vom geschmückten Baum zum Totenkult führt, schließt sich also – vielleicht.

Im Friedhof von Fort Apache gibt es jedoch auch anderes. Die Weißen und die Apachen begegnen sich noch auf eine andere Art und Weise. Eines der Todesbänder am Grab wurde aus einer verblichenen amerikanischen Flagge angefertigt. Mit der Schere grob in Streifen geschnitten, baumelt sie sacht gegen das Grab. Stars and Stripes, kleine Kinderhandschuhe, zusammengefallene Kopfbedeckungen, Adler mit einer roten Kette, Dornenkronen, kleine weiße Kreuze. Die weißen Kreuze von John Silas, dem Apachen-Propheten, der predigte, auch er sei Christus. John Silas, von dem wir im Museum von Fort Apache ein altes Foto gesehen haben: sauberes Gesicht ohne Barthaare, weite Hosen, zu großer Hut – John Silas, wie er seinen Vater umarmt. Neben dem Foto erklärt ein kurzer Text den Apachen-Kult von Silas, der 1906 mit einer Vision begann und bis zu Johns Tod 1977 andauerte. Eine eigentlich sehr kurze Geschichte, wie das Museum beflissen angibt. Heute Morgen, gegenüber einer Kirche, haben wir ein kleines Gemälde gesehen, das einem Western-Cartoon zu entstammen scheint. Es zeigt einen Indianer mit Federschmuck auf dem Haupt. Er reitet ein stolzes Pferd und schwingt eine drohende Lanze – genau wie in vielen Filmen und zahlreichen Kinderbüchern. Die Lanze, die einmal stolz gegen die Weißen gerichtet war, ist hier jedoch völlig verändert. Ein einfacher Farbstrich hat sie in ein Kreuz verwandelt. Kreuz-Lanze, Adler und Kette, Christus aus Bethlehem und John Silas, der Prophet der Apachen: Hier wirken sie wohl zusammen und dennoch eins gegen das andere. Wieder ein Altar: ein Zeichen in der Landschaft, Ort des Abschieds und des Konflikts.